

(Nachdruck verboten.)

701

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Sie sahen einander schweigend an.

„Es ist mir doch ein Stich,“ sagte Pierre, „und ich weiß, wer es getan hat — und — weißt Du —“

„Wirfst Du ihn anzeigen?“ fiel ihm Philipp ins Wort.

„Was denkst Du, Doktor! Du bist doch von einer anderen Welt! Nie, niemals. Aber mein Messer hab ich gelodert. Ich bin auf einmal ohnmächtig. Ich hätte früher auch morden können — ich kann's, glaub ich, nicht mehr. Durch Dich! Du hast mich feige gemacht. Und ich habe gemeint, ob wir trinken wollten! — Aber das hast Du nicht verstanden. Siehst Du, wir anderen, wir verstehen einander, da braucht man nichts zu sagen — ihr versteht einen nur, wenn man euch alles deutlich sagt; siehst Du, es bleibt immer der Unterschied.“

Philipp legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wollen wir trinken gehen, Pierre?“

Ein Lächeln sprang über Pierres Antlitz.

„Wie Du willst, Doktor, wir können nun auch dableiben, ich hab's hinuntergewürgt.“

„Warte,“ sagte Philipp, „ich werde mich sogleich entscheiden, was wir tun.“

Er riß den Brief an Weif wieder auf.

„Ist sie tot, gleich tot gewesen?“

„Ja. Mitten ins Herz!“

„Also schmerzlos.“

„So, schmerzlos? Aber wenn man das Leben hingeben muß, ist's gleich, ob mit oder ohne Schmerzen. Wer fragt danach!“

Philipp schrieb ein Postskriptum an Weif.

„Ich stimme mit Ihnen völlig überein — es gibt kein Unkraut. Es gibt keins im Sinne der Leute, die das Kraut gepachtet haben. Ob aber eine neue Weltordnung ohne das Nützlichkeitsprinzip und die Nützlichkeitsauswahl möglich sein wird? Die Stärkeren werden immer recht behalten, und die Stärkeren werden die Philister sein — die moralischen Ausbeuter der Menschheit, die noch schlimmer sind als die kapitalistischen Ausbeuter. Allerdings, die kapitalistischen Ausbeuter sind immer nur eine Spezies der moralischen. Es sind die Kreiszieher! Aber wenn ein geometrisches Prinzip in die Weltordnung und Weltbetrachtung kommen soll, so bin ich gegen den Kreis. Ich bin für den Parallelismus — Nebeneinander und Unendlichkeit. Wir brauchen das Neue und Weite, das Ziel des Ziellosen, die Unendlichkeit der sich wandelnden Möglichkeiten. Die Unendlichkeit unbegrenzter Verwirklichungen immer neuer Erkenntnis- und Gefühlsaufklänge brauchen wir, in denen viele Dinge ein Recht haben, nebeneinander zu bestehen! Die neue Welt muß eine offene werden — die alte ist eine verschlossene. Die neue Welt muß eine unbegrenzte werden — die alte ist eine eingepferchte. Ich glaube, das wollten Sie damals schon sagen, Weif. Sie mußten erst krank werden, um es zu erfahren. Ich mußte erst elend werden, um es zu begreifen. Aber Erfahrung ist alles — sie soll uns unsere eigenen Augen geben. Wir sehen nur mit fremden. Eine alte Frau, die alte Disbeth, hat mir das in meiner Jugend schon gesagt. Aber was hilft sagen? Erleben! Erleben! Erleben!“

Und er unterschrieb: „Ihr Entgleister.“

Pierre hatte geduldig gewartet.

„Wir können tun, was wir wollen, Pierre, trinken oder ins Freie gehen — beides kann Dir gut sein!“

„Ich tue, was Du vorschlägst,“ antwortete Pierre und lächelte gut. „Ich folge Dir.“

„Nun, gehen wir,“ sagte Philipp.

Er fühlte sich anders in der Welt stehen — er fühlte sich höher und wußte, daß er gewachsen war!

16.

Aus dem Briefwechsel zwischen Weif und Melanie.

Melanie an Weif aus Taormina.

Ich verlasse diese schöne Küste, um nach Frankreich zu gehen. Einmal tu ich das deshalb, um mich an ein rauheres

Klima zu gewöhnen — und dann — es ist mir ein schönes und vielleicht sogar auch ein beruhigender Gedanke, in Frankreich zu sein, wo „er“ ist. Nach Paris werde ich nicht gehen. Es könnte der Zufall sein Spiel machen, und wir begegnen uns zufällig. Das wäre nicht gut, so sehr ich mich nach einer Begegnung mit ihm sehne. Er hat versprochen, und wir haben es ausgemacht, daß er mich rufen werde, wenn er mich will. Und dann — dann werde ich kommen. Vorher nicht. Das Rad soll ganz auslaufen, ich will ihm nicht in die Speichen greifen. Ich habe es zum Rollen gebracht. Manchmal mache ich mir Vorwürfe deshalb. Was gibt mir ein Recht, was gibt mir den Wert? Und warum, wenn wir uns liebten, habe ich nicht gleich seine Hand ergriffen und habe ihn auf einen Weg gezogen, den ich für gut hielt? Vielleicht hat mich das schuldig gemacht. Eine andere Schuld fühle ich nicht.

Ich greife mir an die Stirne, lieber Weif. Vielleicht zerreibt und zermürbt diese Zeit der Ungewißheit und des Wartens unsere Liebe und unsere Liebeskraft. Dann wär's doch besser gewesen, zu nehmen und zu genießen, statt zu hoffen und zu harren und auf ein Höheres zu bauen.

Zweifle ich damit an ihm? Nein, keineswegs! Ich ziehe nur das Menschliche in Betracht.

Aber sagen Sie selbst — wußte er seinen Weg? Wie hätte ich ihn wissen sollen? Und wissen wir beide, ob es Liebe war, was uns zusammenführte? War's nicht der Drang der Verhältnisse, die Macht des Zufalls? Gott, freilich, der Zufall! Ist nicht alles Spiel des Zufalls? Aber sollte ich einfach die eine Frau verdrängen, um ihm an der gleichen Stelle die andere zu sein? Darauf käme es doch nicht an — obschon, nicht wahr, Liebe nicht wägt und nicht fragt! Aber die Umstände und Verhältnisse und Menschen waren so, daß sie's doch getan hat. Und nun muß sie zweierlei tun: sie muß das durchhalten und sie muß es aushalten. Auf alle Gefahr hin. Sonst ist's keine rechte Liebe. Und ist nie eine rechte gewesen.

Ich könnte so gut begreifen, daß er mich vergessen hat. Der Arzt in ihm spricht doch ein Wörtchen mit — und ich gestehe ihm sogar ein gewichtiges zu. Allerdings fühle ich mich nun ganz wohl. Wissen Sie, daß ich für ihn hoffe und harre — und das ist mit einem gewichtigeren Wort gesagt: Dulden, — das ist doch wie eine Heilkraft in mir. Das ist Lebenskraft. Liebe ist Lebenskraft, Liebe ist Kraft. Vielleicht sagen Sie das Gegenteil! Aber ich fühle so. Und alles ist wahr, was wir fühlen — und alles ist wirklich, wie wir es fühlen!

In jedem Briefe muß ich es sagen: hier ist es schön! Wenn auch Sie hier wären! Aber öfter noch denke ich: wenn „er“ hier wäre, und wenn wir am Meere ständen — wenn es Abend wird. Ich liebe das Abendwerden. Ist das nicht ein Beweis, daß ich mich jung fühle? Ich fühle mich jung und schön und gesund und kräftig und froh — für ihn! —

Karte von Weif an Melanie, nach Taormina.

Diese Karte zum Abschied von Ihrem schönen Erdsleck! Nun sind's drei Jahre, daß Sie fort sind. Liebe ist Kraft, wenn Sie wollen; Liebe kann auch Schwäche sein. Und soll sie nicht bei der Frau die Kraft ihrer Schwäche haben? Doch nicht darüber denken. So etwas erfährt man nur durch die Tat. Frauen sollen Geist haben, aber nicht zu viel denken. Das macht sie hart und unliebenswürdig. Sie sollen für unsere toten Gedanken das lebendige Fühlen — und die Tat haben! Ihr alter Weif.

Melanie an Weif. Aus Bay in der Südbretagne.

Sier gedeiht die Feige — und das Meer ist nordisch. Es brüllt und schäumt und donnert ganz weit und fern. Ich sitze auf dem Felsen und lausche hinaus. Hinter mir liegt Paris, aber ich lausche hinaus, vor mich hin. Am Abend, nach dem Sturm des Tages, kommt das Meer in großen feurigen Bogen zum Band heran. Wunderbarstes Meerleuchten. Aber ich liebe den Morgen hier. Er ist so versprechend und verheißend.

Die Luft ist voller Salzgehalt, und ich bin krank davon geworden, wie es alle Sommerfischler hier werden, denn

Hier sind die Salzfelder, in denen dem Meerwasser der Salzgehalt abgefischt wird.

Nicht weit ist ein Kiefernwald — zwischen Pouliguen und la Baule, zwei fashionablen, ganz pariserischen Wädern. Im Kasino tritt eine algerische Tänzerin auf. Sie ist schön wie eine Tigerin. Sie beherrscht mit Grandezza die ganze vornehme Pariser Welt hier. Tänzen sah ich sie noch nicht. Es ist eine Gunst, die sie dem Publikum gewährt oder einem Liebhaber, wenn sie auftritt. Ich sah sie zweimal, einmal am Strande von Pouliguen, wo ich im Sande lag und Sandhüpfen fing, und einmal hier in Baz, wo sie neben mir auf einem Felsen saß und dem sturmgepeitschten Meere zusah. Sie ist so unheimlich schön, daß ich sie gerne angeredet hätte. Ich würde es jedem Manne verzeihen, der in ihre Gewalt fiel — denn sie muß eine wunderbare Gewalt haben. Ich beneide sie darum. Es muß wahnsinnig machen, sie tanzen zu sehen. Ich will sie darum nicht sehen — nicht weil ich mich fürchte, sondern weil ich eine Enttäuschung fürchte.

In Le Croisic hat auf einer Landzunge Frau Furtado Seine eine Lungenheilanstalt errichtet. Denken Sie, ganz oder fast ganz von Wasser umgeben. Ich beneide diese Wohltäterin der Menschheit. Ich möchte auch eine solche Wohltat vollbringen können wie dieses Spital. Man muß krank gewesen sein, um zu begreifen, was das bedeutet. Der Arzt und der Priester — es sind doch die wunderbarsten Berufe; der Richter noch: Recht zu schaffen! Ich muß das ausdenken: Recht! Diese Schöpfung der Menschen — und wie könnten wir leben ohne sie! Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, daß das, was die Menschen ins Leben getragen haben an idealen Dingen, weit schwerer zu entbehren ist als das, was die Natur an solchen gibt? Wir können krank unser Leben hinschleppen — aber ich kann mir nicht vorstellen, daß man einen Tag ohne Recht, ohne Freiheit zum Beispiel, leben könnte.

Wissen Sie, was ich mir vorgenommen habe: ich werde hinüberfahren, über den Hafen von Le Croisic, wo die bunten Segel der bretonischen Fischer mich an den Süden erinnern, in das Spital der Furtado Seine — ich spreche diesen Namen mit Andacht aus — und werde mich untersuchen lassen. Ich möchte so gerne ganz sicher sein, ob ich gesund bin. Ich möchte so gerne ganz gesund sein. Ganz! Für die Tat — wenn meine Liebe noch eine von mir fordern sollte. Das mein ich auch: es ist der Beruf der Frau, die Tat der Liebe zu tun! Aber tu ich nicht schon eine? Ist Leiden nicht auch eine Tat?

Weiß an Melanie.

Zum ersten Male hörte ich das Wort Leiden von Ihnen. Es ist mir gleich ein ganzer Umkreis. Es macht den Menschen ganz. Seither hielt ich Sie in der Tat nur für halb.

Gewiß ist Leiden Tat. Sie ist die Tat, die uns die Türen zum Sinn des Lebens aufreißt. Wir verstehen das Leben nur aus den Schmerzen, an denen wir leiden. Und alle Philosophie ist nur die Philosophie dieser Schmerzen. Zu unserer Tröstung.

Von dem Doktor habe ich seit geraumer Zeit einen Brief erhalten. Er werde lange nichts von sich hören lassen. Es ist ein Aufklang in seinem Briefe. Wenn ich nicht der Meinung wäre, daß unser ganzes Sein und Dasein nur ein Experiment wäre, so würde ich hier sagen: das Experiment wird gelingen! Es wird ein Mensch dabei herauskommen, der diesen Homunkeln, sagen wir, un bequem sein wird. Es ist etwas Frohes von dem Doktor in mir. Wenn Sie ihn nie im Leben wiedersehen sollten, Sie hätten einen Lohn in ihm selber. Er selbst wäre der Lohn Ihrer Liebe. Können Sie ein Höheres wollen? Seien Sie zufrieden, einem Menschen ein Aufschluß und ein Weg gewesen zu sein! Ich bin seiner nun ganz sicher. Auch ihm ist die Liebe die Kraft, glauben Sie nur — nicht nur Ihnen. Denn ich bekenne mich zu Ihrem Kraftgedanken der Liebe. Freilich mit dieser Einschränkung: wir müssen für die Kraft geeignet sein. Sonst wird die Liebe zur Schwäche.

Die Leute des Rechts verachte ich — denn sie sind die Leute des Unrechts. Wir können sehr gut ohne Recht leben! Wir tun's ja! Es ist nur eine Frage, wie weit unsere Vergewaltigung gediehen ist. Und Priester — gibts heute nicht mehr, sondern nur Pfaffen. Und Aerzte? Geschäftsleute. Die Menschen müssen groß werden, dann werden auch die menschlichen Berufe groß werden. Aber die Menschen von heute sind viel zu klein. Masse alles, nur Masse.

Der Juni ist wunderbar dieses Jahr. Nein, ich sehne

mich weder nach dem Süden, noch nach der bretonischen Küste. Ich bleibe hier und verachte die Menschen. Ich sorge mich nicht mehr um mich. Manchmal steh ich oben auf der Burg und seh nach Ihnen beiden hinüber. Sie sind die letzten Menschen für mich, und die einzigen.

Wie duftet der Jasmin! Und der Holunder! Den hab ich noch lieber als den Jasmin. Er ist echter, wenn man so sagen darf. Und er ist so herb und scharf.

Glauben Sie, der Menschheit wäre mit Spitalern geholfen? Ein Pflaster mehr! Der Menschheit ist nur mit dem Menschen zu helfen!

Ich bin sehr müde und abgESPANNT. Noch keinen Sommer war ich so. Vielleicht, weil ich so allein bin. Ich bekämpfe es in mir, ein Serdientier zu sein. Aber man ist halt doch eins.

Manchmal gehe ich mittags durchs Korn. Ganz allein im weiten Feld. Es gibt nicht viele Menschen, die das kennen —: wenn es ganz stille ist und alles so unheimlich wird in der brütenden Ruhe. Dann höre ich alle meine Schwächen und quäle mich mit ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

9]

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Geldt.

Kjesten hielt wieder am Fenster an, blieb eine Weile stehen und betrachtete die beiden Männer, die da draußen im Felde bei ihren Gräben hasteten und eilten.

„Du lieber Himmel, Marie!“ Kjesten schüttelte sich. „Könntest Du nicht auch Jürgen dazu bringen, so stille und ruhig zwischen uns einherzugehen, dann wäre ja nicht das geringste im Wege!“

„Nein, wenn er sich beugen wollte! Aber Jürgen ist ein Mann der Freiheit, Mutter!“

„Wie nett und gemütlich könnten wir es hier miteinander haben!“

„Du kannst Dich gar nicht in Jürgens Lage verstehen, Mutter! Das kann keiner von Euch!“

„Ach, er geht umher und macht Dir so viel vor und redet Dir so viel ein!“ Die Alte zog den Mund in die Länge. „Der Rudud hole all das viele Lesen!“

Dann schritten sie wieder hin und her. —

Gegen Abend kamen die Männer vom Felde heim. Des alten Anders Körper war so steif, daß ihn beim Gehen die geringste Unebenheit zum Straucheln brachte, und so müde war er, daß seine Beine schleppten.

Seine hohe Gestalt sank ganz in sich zusammen, als er sich neben dem Ofen niederließ. Er war ganz blaß und mit einem Blick, der von gebrochener Lebenskraft zu reden schien, starrte er ins Zimmer.

Zum erstenmal war er überwunden worden. Er konnte jetzt nicht mehr hier in seinem eigenen Hause mit dem Bewußtsein umhergehen, der Stärkere zu sein. . . . Jeder Mensch hatte seine Zeit! Und jede Zeit hatte ihre Grenzen! — Er rührte weder Hand noch Fuß und öffnete auch nicht den Mund. So fest ruhten seine müden Glieder, als wollten sie sich nie wieder bewegen.

Er schien es kaum zu merken, daß Kjesten seine feuchten und schmutzigen Socken auszog und ihm andere dafür wiedergab, die am Ofen getrocknet waren.

Erst beim Essen öffnete er den Mund. Aber jeden Wiffen mußte er hinunterspülen.

Jürgen dagegen saß wohlgemut und rothwangig da und ließ eine Scheibe Brot nach der anderen im Magen verschwinden.

Anders Krage blickte zu ihm hinüber, wie zu seinem Ueberschwinder.

Klein Anders wurde aus der Wiege genommen. Man merkte deutlich, daß Anders gerne das Kind auf den Arm genommen hätte, daß es sein altes Herz erfreut hätte. Aber Jürgen hatte das Vorrecht.

Der Alte blickte hinüber auf den jungen Mann, auf seine frischen Wangen und glänzenden Augen, und es ist möglich, daß ihn eine Ahnung überkam, daß Jürgen auch noch in anderen Dingen das Vorrecht haben könnte.

VIII.

Zwischen Anders und seinen Haustieren war das Verhältnis unmöglich noch inniger geworden. Er konnte mitunter lange stehen und die beiden weißgestirnten Ochsen betrachten, als wolle er ein paar wirklichen Freunden auf immer Lebenswohl sagen. In liebevoller, nicht endenwollender Sorgfalt beschäftigte er sich mit ihnen und ihren Ständen. Ja, sogar die leblosen Gegenstände schien er vorsichtiger anzufassen; oft trug er sie ganz zwecklos von einer Stelle zur anderen, nur um sie berühren zu können. Jeden Winkel im Hause und jeden Fleck auf dem Felde umschritt er und betrachtete alles mit demselben wehmütigen Blick.

Fast täglich nahm er so alles von einem Ende bis zum anderen durch.

Und nachdem dies so eine Zeilang gedauert hatte, legte er sich zu Bett.

Die anderen Hausbewohner kamen und gingen, unwillkürlich vorsichtig und leise; zu den Mahlzeiten versammelten sie sich, aber schweigend. Es war so sonderbar, da drinnen im Alkoven einen lebendigen Menschen liegen zu haben, der sich nicht rührte und nicht den geringsten Laut von sich gab, und der doch selbst hören und alles beobachten konnte, was um ihn her vorging. Namentlich wenn das anhielt und wenn dort in dem dunklen, laulosen Raum hinter dem dicht zugezogenen Vorhang eine Abmachung getroffen werden sollte, die sie alle anging und ihre Zukunft betraf.

Denn sie wußten ganz genau, was der Alte dort jetzt überlegte.

Wohl war es die Absicht gewesen, der Tochter einmal sein Hab und Gut zu vermachen — einmal! Aber bei dem Mann, den sie bekommen hatte! . . . Wie das Unglück doch auch über die Menschen hereinbrechen konnte! — Seine Käufe handhabten allerdings jedes Gerät außerordentlich gut, aber was nützte das, wenn dann die Grillen kamen und ihn ebenso schnell davon vertrieben. Würde wohl solch einer mit der Zeit klüger werden? — Er begriff wohl, daß Jürgen zu den Leuten gehörte, die auf und davon gingen, wenn sie nicht ihren Willen durchsetzen konnten. Aber so auseinanderzurennen, das wäre doch gar zu zigeunerartig. — Und dann war hier Klein Anders Geburtsstätte und konnte womöglich einst sein Heim werden. Dann kam wieder ein Anders ans Ruder. — Auf alle Fälle mußte es so eingerichtet werden, daß er und Kjesten weder um Unterkunft noch um Brot zu sorgen brauchten. Aber dergleichen mußte ja zu Papier gebracht werden. Denn solch leichtsinnigen Wurschen das Haus ohne jede Sicherheit überlassen, das konnte Anders doch gar nicht einfallen. — Kopfüber und Kopfunter mochte es ja vielleicht zugehen, aber das Schicksal hatte es nun einmal so mit ihnen im Sinn. . . .

Nach Verlauf von ein paar Tagen schob Anders den Vorhang beiseite und troch heraus. Sein Entschluß war gefaßt.

Aber bis zur Verwirklichung hatte es noch lange Wege. Es gab nämlich so unendlich viel zu überlegen, um alle Punkte mit in den Kontrakt hineinzukriegeln. Er ging umher und grubelte und wiederholte vor sich hin, was dort alles stehen sollte. Er lernte es auswendig, wie eine Lektion, um nicht stecken zu bleiben und zu stammeln, wenn er vor dem Tisch des Anwalts stand. Denn solche Dokumente zwickeln, das wußte Anders wohl.

Und selbst als er des ganze an den Fingern herzählen konnte, zögerte er, als solle er einen festen und sicheren Halt loslassen und wage es nicht recht.

Aber schließlich kam dennoch der Tag, an dem die Uebertragung stattfand und das Schriftliche unterzeichnet und bekannt gegeben ward.

Jürgen ließ sich einen Schrank anfertigen, in dem er seine Bücher und sein Eigentum aufbewahrte. Den Schlüssel band er an seinem Lederbeutel fest. Oft schloß er auf und zu, wenigstens in der ersten Zeit.

Wenn er so mit dem Kaufbrief in der Hand dastand, war es ihm, als sei dies die Bedingung, um ein rechtes Manneswort im Lager anzubringen.

Und das wollte er jetzt. Sie sollten hören auf das Säusen der Zeitströmung, diese Ohren, die nur das Geräusch des Flegels und Pfluges und das Wiederläuten der feuchten Mäuler zu hören vermochten, — er wollte sie die Worte lehren, in denen Leben und Freiheit pulsierte, diesen an der Strippe festgebundenen Dünenbewohnern, die immer im Kreise umhergingen auf ihren Rätnerfeldern und keine anderen Worte kannten, als ihre tägliche Arbeit erforderte. Er wollte ihre Gedanken in Bewegung setzen, auf daß diese schwerfälligen Erdmenschchen, die das Zoch auf dem Rücken trugen, gleich den Oäsen, mit denen sie pflügten, sich aufrichten und die neue Zeit wittern sollten. . . .

„Marie,“ sagte Jürgen und warf den Kopf in den Nacken. „Jetzt wollen wir uns gegenseitig helfen, die Dünen zu kultivieren!“

Nachdem er gegangen, stand sie noch lange allein im Zimmer, ganz still — wie in Gedanken verloren an schöne, ferne Gegenden.

Jürgen durchschritt hastig alle Räume des Hauses. — Wenn er an Anders und der anderen Männer Unwissenheit dachte, freute er sich, daß es um ihn besser stand. Und wie starcköpfig sie waren, wie überlegen in ihrer Dummheit! Doch nun wollte er schon. . . . Er nickte vor sich hin. Und wenn er sie dann erst in Schwung gebracht hatte, dann würde es ihnen schon klar werden, wer recht gehabt hatte. Er würde schon. . . .

Er gab dem schief liegenden Deckel der Drangtonne einen Stoß, trug einen Sad Kartoffeln, der im Waschraum stand, hinaus in die Scheune, schob die Hackselstie zurecht und flötete dabei: „Wie schwer hob er den Fuß.“

Als er den Stall betrat, wo Anders sich aufhielt, sagte er: „Wir müssen die Viehstände hier ändern und neue Fenster haben. Der Schweinestall ist auch zu klein, und die Umzäunung muß umgelegt werden!“

Anders richtete sich auf, blickte ihn von der Seite an, spie aus und sagte dann: „Das ist nicht so wenig auf einmal!“

Aber Jürgen war gleich wieder verschwunden und hantierte draußen in der Remise mit allerhand Dingen. —

Wenn Jürgen und Marie zu den Zusammenkünften im Versammlungshaus gingen, mußten sie an den Dünen entlang über

Felder und Moore. Es war weit bis nach Lem, das nach einer anderen Seite lag, und noch weiter entfernt war als Torup. Wenn sie dann an einem Werktagsnachmittag an den Dünenhäufeln vorbeikamen, in ihrem Sonntagsstaat, während andere alle Hände voll zu tun hatten, dann standen wohl die Männer still und schüttelten den Kopf und die Frauen liefen an die Tür oder drückten sich die Nase an den Scheiben flach.

Währenddem schafften die beiden Alten zu Hause. Eines abends, als sie wieder allein waren, fragte Kjesten: „Was ist es denn eigentlich, wonach sie immer laufen?“ Der Klang ihrer Stimme zeugte von wirklichem Wissendurst.

„Ja, das sind solche Versammlungen, wo gesungen und geredet wird und dergleichen.“

„Das ist denn wie eine Art Religion!“

„Den Teufel ist es!“

„Ja, was ist es denn?“

„Ach, das ist etwas, das nicht recht in Deinen Kopf hinein will, Mutter,“ antwortete Anders, indem er die Hand nach dem Bord im Alkoven ausstreckte, auf dem das Abnahmefolument aufbewahrt ward.

Während er an den Tisch trat, fuhr er fort: „Aber es wird nimmer gut enden, wenn es so weitergehen soll wie jetzt. Er hat nichts weiter im Kopf, als diese ewige Kennerei. Und ich glaube meiner Seel’, sie ist beinahe ebenso verrückt wie er!“

Er zog den Leuchter näher heran. „Was meinst Du, Kjesten, wenn wir so dabongelaufen wären, als wir anfangen, hm!“

Er schneuzte den Docht mit den Fingern, wischte diese sorgfältig am Ärmel ab und faltete langsam den Kontrakt auseinander. „Natürlich, so lange wir sind, wie wir sind, da können wir schon den Pflug in der Furche halten. . . . Aber ich will auch noch ein Wörtchen mit dreinreden; denn ich habe es nicht nötig, dem Wurschen da zu dienen. Hier hab ich es schwarz auf weiß!“

„Im übrigen ist er doch eigentlich gut genug!“

„Ja—a, ich weiß nicht recht; doch kann er sicher sowohl trozig als widerpenstig werden. . . . Aber mir kann er nichts anhaben; denn hier steht ganz deutlich — laß mal sehen, ja, hier steht es:“

„Falls die Leute, die auf Abnahme sitzen, es wünschen sollten, verpflichte ich mich, ihnen ein Abnahmezimmer zu bauen und ihnen in dem Fall die vorbezeichneten Naturalien richtig gemessen und gewogen in ihren Wohnraum zu liefern.“ Und — ah — dann steht hier noch zum Schluß, — er wandte sich zur Seite, um auszuspuken, und setzte währenddem den Finger auf die bezeichnete Stelle — „hier steht: „Im Sterbefalle verpflichte ich mich, das anständige Begräbnis der Abnahmeleute mit nicht unter 50 — in Buchstaben fünfzig — Kronen zu übernehmen!“ Ja, das steht da, meiner Treu, — er kann mir, meiner Seel, also nicht viel anhaben!“

Und indem er das Dokument in der ausgefreckten Hand hält, schließt er: „Und das ist verbrieft und versiegelt, das hält schon nach!“

Damit band Anders einen Wollfaden um sein Dokument und legte es wieder hinaus aufs Bord.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rhythmus.

(Zu den Vorführungen von E. Jaques-Dalcroze.)

Es gibt einen innigen Zusammenhang zwischen dem Charakter eines Menschen und den Bewegungsarten, denen er durch seine wirtschaftlichen Funktionen unterworfen ist. Die Bewegungen, unendlich wiederholt, modellieren den Körper. Am Gang, am Bendeln der Arme, am Wiegen des Rumpfes erkennt man die Seeleute, den Reiter, den Lastenträger. Der Rhythmus der Arbeit gibt der Gestalt des Menschen das Wesentliche; er leiht auch den Zeiten den entscheidenden Ausdruck. Man braucht heute daraufhin nur einen Kleinstädter mit einem Berliner zu vergleichen; der Kleinstädter geht langsamer, auch seine Aufnahmefähigkeit, sein Beobachten, sein Entschließen arbeitet minder schnell als das des Großstädtlers. Das Automobil beeinflusst das Weilen seiner Menschen genau so, wie einst die Galeere den Menschen ihrer Zeit ein Maßstab war. Die Sklaverei hatte einen anderen Rhythmus, eine andere Art des Gegeneinander von Mensch zu Mensch als wir; die Art, wie die Worte aufeinander folgten, wie die Blicke einander trafen, wie die Hände sich gegeneinander streckten, war damals eine andere. Der Rhythmus ist das Bleibende.

Man erinnere sich eines Tanzes, den man irgendwo einmal gesehen, eines Hafens, durch den man gefahren, eines Marktes, den man besuchte. Die Einzelheiten, die Gesichter der Leute, die Farben der Kleider, sie haften nur noch blaß im Gedächtnis. Stark und unübergeßlich aber lebt der Rhythmus. Man fühlt sie noch, die Bewegungslinie des Tanzes, das Werfen und Fliegen der Röde; man fühlt noch das Hin- und Herschießen der Schiffe, das Stampfen der Wellen und das Wirbeln des Rauchs; man sieht noch die hastenden Hände der Verkäufer. Was ist das Bestimmende an einer marschierenden Kolonne: der unaufhaltsame, dröhnende Rhythmus. Was gibt der Gegenwart ihr Geräch: der Rhythmus der Räder, das Drängen und Kreisen der Massen. Der Rhythmus, das Auf und Ab, das Hin und Her, das Gegeneinander und Voneinander, ist das, was alle Vergänglichkeit des Fleisches überdauert. Worte sind Schall und Rauch; aber der Takt, in dem die Worte aufeinander folgen, der schafft der Hymnus. Im Rhythmus

strömen die Gefühle, die Arz-Begehren, die Hände greifen zu, sie fliehen. Tanzen heißt Rhythmus fügen, Rhythmen, in denen ein sinnliches Erleben schwingt. Es gibt einen Rhythmus der Priester, einen Rhythmus des Todes, des Vergehens. Wer den Rhythmus gewann, gewann das Eigentliche. Das Kind erlernt das Schreiben, als der Puls der Buchstaben und der Sprache, die Spannung der Wortbilder dem Hirn und den Fingerpitzen zur Bewegung wurde.

In allen Künsten ist der Rhythmus das Leben. Bedmesser versteht es nicht, zu betonen; so wird aus dem Sinn seiner Worte eine Torheit. Die Harmonien des Gesanges werden zu Mißklängen, wenn der Rhythmus schwindet, sie können durch einen Wechsel des Rhythmus bis zur Unkenntlichkeit verzogen werden: man spiele einen Trauermarsch im Walzertempo. Bei einem Bonwerk bedeutet der Schmutz, das Ornament, so gut wie nichts; das Weien erschöpft sich in der Aufeinanderfolge der Ciangen, in dem Nebeneinander der Säulen, in dem Wechsel zwischen Fläche und Fenster, zwischen Vorsprung und Nische. Für den Kunstwert eines Bildes ist es gleichgültig, ob darauf Aepfel oder Götter, viel oder wenig dargestellt ist. Tod oder Leben aber bedeutet das Spiel von Licht und Schatten, von farbigen Flecken, von Linien, die miteinander kämpfen, die sich umschlingen oder einander fliehen. Warum ist ein Schlachtenbild, das Anton v. Werner pinselfte, ein Nichts, eine Vergänglichkeits; warum ein Bild von Hodler etwas Unermessliches? Weil bei Werner kleine Püppchen, nach ödem Schema geordnet, die Aufmerksamkeit auf sich und ihre Einzelheiten lenken; während bei Hodler nur einige wenige, gewaltige Schwingungen die Fläche aufteilen und das Auge und mit ihm die Seele durch die Ewigkeit tragen. Der Rhythmus ist das Entscheidende; er ist das Wesen der Kunst und der Sinn des Lebens. Wenn der Rhythmus schweigt, stirbt die Welt.

Solche Gedanken, solche Empfindungen stellen sich ein, wenn man die Uebungen sieht, mit denen dieser Tage die Schüler von Dalcroze für die Gesundheit und den Reichtum, für die Logik und die Schönheit der Lehre ihres Meisters Zeugnis gaben. Da standen junge Mädchen und Jünglinge, auch Kinder; sie horchten auf die Töne, die angeschlagen wurden, die sich ihnen zudrängten. Und aus dem Hören wurde Empfindung und aus dem Empfinden Bewegung. Man sah, wie plötzlich die Muskeln des Gesichtes, die der Arme, die der Beine, den Ton, die Aufeinanderfolge der Töne zu empfinden und zu begreifen begannen. Und dann lebte das Antlitz in musikalischen Entzücken, die Arme hoben und senkten sich, die Beine schritten im Takt. So ist das Wesen dessen, was Dalcroze seine rhythmische Methode nennt. Er hat sie außerordentlich fein und geistreich ausgedacht; er läßt durch Bewegungen Töne, Tonfolgen und Zeitmaße plastisch darstellen, er hat seine Schüler dahin gefördert, daß sie mit den Muskeln der verschiedenen Körperteile und mit den dazu gehörigen Hirnzentren gleichzeitig die verschiedensten Bewegungen, die verschiedensten Taktschläge auszuführen vermögen. So können sie gleichzeitig mit dem Kopfe 2 taktieren, mit den Armen 3 und 4, mit den Beinen 5. Man versuche das und man wird sehen, wie schwer, wie beinahe unausführbar es ist. Man wird erkennen, daß eine solche Beherrschung des Willens erst möglich wird, wenn der ganze Mensch zum rhythmischen Empfinden erwacht und mit Melodien erfüllt wurde. Die Gymnastik ist für Dalcroze nur ein Mittel; er will keine Akrobaten erziehen. Er will nicht einmal sich damit begnügen (worin er tatsächlich Erstaunliches leistet), das musikalische Gedächtnis und die Trefflichkeit seiner Zöglinge möglichst zu entwickeln; er will etwas wesentlich Wertvolleres und Größeres: die Sinne dem Rhythmus erschließen. Um so den Menschen für den Herzschlag der Künste und des Lebens reif zu machen. Wer durch diese Schule des Rhythmus gegangen, der wird, wenn er an ein musikalisches Kunstwerk, an ein Werk der Malerei, der Plastik oder der Architektur gerät, nicht mehr an der Oberfläche, noch am Gleichgültigen, an dem für die Gaffer Interessanten, hängen bleiben; vielmehr: er wird durch die Melodien die Melodie hören und durch die Bilder das Bild sehen können. Er wird auch aus dem Alltag, aus dem Vergänglichen, eine schweigende Monumentalität zu gewinnen vermögen und wird seinen Willen vom Pathos des Weltentastes überschaffen lassen. Es bedeutet die Erlösung, wenn der Einzelne, wenn das Volk den Rhythmus, der herauf will, erlebt, um ihn verkörpern zu helfen.

So ist es denn sehr erfreulich, daß E. Jaques-Dalcroze in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden alle Kinder, auch die der dort angehebelten Arbeiter, seine rhythmische Gymnastik, seine Gymnastik zum Rhythmus lehren will. Robert Breuer.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Experimentelle Untersuchungen über die Vererbung von Verlegungen. Seit mehr als einem Jahrzehnt steht die Frage der Möglichkeit einer Uebertragung erworbener Eigenschaften im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses. Durch verschiedene Arbeiten Semons, vor allen Dingen aber durch die

erfolgreichen Versuche Kammerers an Salamandern und der Geburtshelferkröte, Alytes obstetricans, über die wir in einer der letzten naturwissenschaftlichen Uebersichten ausführlich berichteten, darf diese Frage als in bejahendem Sinne entschieden gelten. Anders dagegen verhält es sich mit der zweiten Frage, ob auch Verlegungen oder deren Folgen von den Eltern auf die Kinder vererbt werden können. Die Versuche Weismanns und anderer Forscher an Mäusen, denen durch einige 20 Generationen hindurch immer wieder die Schwänze abgeschnitten wurden, ohne daß sich bei den Nachkommen auch nur eine Spur einer Verblümmung der Schwänze bemerkbar machte, schien gegen eine solche Möglichkeit zu sprechen. Es lagen aber bisher immer noch unwidelegt die sehr merkwürdigen Versuche Brown-Séquards vor, dem es nach seiner Behauptung gelungen war, bei Meerischweinden durch Verlegung des Nervus sciaticus experimentell Epilepsie zu erzeugen, die sich dann auch bei den Nachkommen dieser Tiere bemerkbar machen sollte. Die Brown-Séquards'schen Versuche sind wiederholt mit wechselndem Erfolg nachgemacht worden, wobei einige Untersucher zu den gleichen Ergebnissen wie Brown-Séquard gelangten, während andere, unter ihnen Sommer, zu dem Schlusse kamen, daß die behauptete erbliche Uebertragung der Epilepsie nicht stattfände. So stand Behauptung gegen Behauptung, ohne daß man sagen konnte, auf welcher Seite das Recht war. Es war daher sehr verdienstlich, daß Brzofel und Macieszka von neuem diese wichtige Frage an einem reichen Material einer Nachprüfung unterwarfen. Bei 108 Meerischweinden verlegten sie den Nervus sciaticus in der Weise, daß sie entweder den Nerv nur durchschnitten oder ein Stück von etwa 1 Zentimeter Länge herausnahmen oder endlich ihn mittels eines Seidentadens abschnürten. Bei allen drei Operationsmethoden ließen sich durch mechanische Reize bestimmter Teile der Haut bei den operierten Tieren epileptische Anfälle hervorrufen. Da es sich bei diesen Versuchen um recht schwerwiegende Eingriffe handelte, war die Sterblichkeit eine recht bedeutende, und 30 von den 108 operierten Tieren gingen bald nach der Operation zugrunde. Die überlebenden 78 Meerischweinden wurden nun teils untereinander, teils mit anderen gefundenen Meerischweinden gepaart. Von den 82 heranwachsenden Jungen hatten sämtliche epileptische Väter, und bei 17 von ihnen waren beide Eltern epileptisch. Trotz genauer Nachprüfung, die nur ganz systematisch von der ersten Lebenswoche an bei diesen Tieren angestellt wurde, ließ sich bei keinem der Jungen ein echter Anfall hervorrufen, aber 33 von ihnen zeigten wenigstens leichte epileptische Erscheinungen, die freilich beim Heranwachsen der Tiere allmählich ganz verschwanden. Es wurden nun zum Vergleich auch 17 von gefunden Eltern stammende junge Meerischweinden systematisch untersucht und auch bei acht von diesen Tieren gelang in den ersten Lebenswochen die Erzeugung unvollkommener epileptischer Anfälle. Das ist eine sehr wichtige Feststellung, die sowohl von Brown-Séquard, wie seinen Nachfolgern nicht berücksichtigt war. Sie zeigt eine Fehlerquelle, auf die man bisher nicht geachtet hatte, und man muß daher zugeben, daß die Versuche Brown-Séquards für eine Vererbung von Verlegungen nicht beweiskräftig sind.

Technisches.

Neue Erfolge der drahtlosen Telegraphie. Je mehr die drahtlose Telegraphie an praktischem Wert und damit an Verbreitung gewinnt, desto wichtiger wird es, den Einfluß von Störungen natürlicher Art kennen zu lernen. Als solche hat man vorzugsweise zu betrachten die Nachbarschaft oder die Einschlebung von Gebirgsseiten zwischen zwei Stationen, dann die Weichaffenheit des Bodens überhaupt, auch verschiedene Einflüsse der Sonnenstrahlen. Es handelt sich also teils um meteorologische, teils um geologische Einflüsse. Wie groß der dadurch bedingte Wechsel ist, hat sich in der That sache gezeigt, daß man von Stationen, die gewöhnlich nur eine Reichweite von hundert Kilometer besitzen, zuweilen tausend Kilometer weit telegraphieren konnte. Räumlich kommen diese unerwarteten Erfolge wahrscheinlich zustande, wenn das Telegramm in einer Richtung geht, wo der zu überschreitende Boden besonders metallreich ist, und zeitlich ist es sicher, daß die Nachstunden für die Fortpflanzung der elektrischen Wellen günstiger sind, wohl in Folge des Fehlens der elektrischen Einwirkungen der Sonnenstrahlen. Merkwürdige Ergebnisse hat der Dampfer „Bremen“ mit drahtlosen Depeschen während seiner Fahrt im Mittelmeer zu verzeichnen gehabt. Während er sich 540 Kilometer südlich von Genua befand, erhielt er von Norddeich, also über die Alpen hinweg, eine drahtlose Depesche, eine weitere um Mittag des folgenden Tags, aber mit sehr viel geringerer Deutlichkeit, obgleich die Entfernung sich um 260 Kilometer verringert hatte. In der folgenden Nacht dagegen stieg die Intensität der elektrischen Wellen bedeutend, um dann während des folgenden Tages wieder erheblich zu sinken. Besonders wesentlich ist die aus diesen Versuchen gezogene Lehre, daß die Annäherung an ein Hochgebirge die drahtlose Telegraphie zur Tageszeit außerordentlich stark behindert, zur Nachtzeit aber kaum stört. Der „Engineer“ verzeichnet außerdem einen englischen Rekord von 940 Seemeilen zwischen dem Mittelmeer und England über ganz Frankreich und Spanien nebst den Pyrenäen hinweg, außerdem aber einen anderen von gar 6000 Seemeilen zwischen England und Buenos Aires.